

Mystik [Teil 1]

Autor(en): **Verweyen, J.M.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Geistesfreiheit**

Band (Jahr): **2 (1923)**

Heft 6

PDF erstellt am: **11.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-407096>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

vollen Kultusformen, und möchten beim Neuaufbau geistiger Gemeinschaften etwas von diesen kirchlichen «Gemütswerten» herüberretten. So haben Ihnen beispielsweise, wie Sie selber sagen, bei den Zwischenrufen der nach Ihren Vorschlägen Feiernden die Responsorien (Wechselgesänge zwischen Priester und Gemeinde) der katholischen Kirche und neuerer Religionsgenossenschaften als wirksames Beispiel vorgeschwebt. Ich muß gestehen, daß ich Ihren Neid nicht teile und daß unsere Wege schon in der Einschätzung des Gemütswertes der Zeremonien auseinandergehen, nicht erst dort, wo Sie meinen, nämlich wo Sie, mich mißverstehen wollend, andeuten, ich gehöre zu denen, die sich «im Namen Gottes» anreden lassen wollen. Ich halte nämlich dafür, daß die Teilnahme des Gemütes bei Zeremonien, die sich bei gleichen Gelegenheiten immer wieder gleich wiederholen, nicht vertieft wird, sondern daß der Inhalt, den möglicherweise jede Zeremonie erstmalig besaß, bei den Wiederholungen sich allmählich verflüchtigt, bis nichts mehr übrig bleibt als die Form. Aber selbst angenommen, die Kirchgänger werden durch die Teilnahme an den Zeremonien in eine gewisse Feierstimmung versetzt, wozu die Suggestion durch die Masse, der Weihrauch und das Halbdunkel der Kirche das ihrige beitragen, so sind es eben doch nur Kunstgriffe der Kirche, den Menschen in eine beabsichtigte Stimmung zu versetzen, aus der heraus er sich ihr, der Kirche, von neuem wieder verbunden und untertan fühlt. Wären sie von wirklichem Einfluß auf das Gemüt, so müßte dies schließlich im Leben der betreffenden Menschen zum Ausdruck kommen. Ob solcher Gemütsreichtum mit den ihm entquellenden gemütvollen Handlungen bei Angehörigen der katholischen Kirche dem Zeremonienreichtum entsprechend zutage trete, ist eine Frage, die wohl nicht unbesehen zu bejahen ist. — Herr Professor Vetter will zwar die alten Formen mit neuem Inhalt füllen. Aber es gibt neue Inhalte, d. h. neue Werte, die mit alten Formen vereinbar sind; es gibt alte Formen, denen, möge man sie füllen womit man will, stets der Geruch des alten Inhalts anhaftet — und dieser Geruch des alten Inhalts verdirbt den neuen Inhalt. So verhält es sich mit kirchlicher Form und freiem Geist. —

Selbstverständlich findet auch jede freigeistige Feier in einer gewissen Form statt, allein das braucht keine für alle Fälle festgesetzte Form, keine Liturgie zu sein, sondern sie kann und soll sich aus dem Geist der jeweiligen Feier immer wieder neu und frei ergeben. Die Voraussetzung ist einzig, daß der rechte Geist, der tiefe Ernst der Wahrhaftigkeit vorhanden sei. Wo sich aber in diesem Sinne die «Form» nicht von selbst ergibt, da fehlt auch noch — der Inhalt. — Wenn nun Herr Prof. Vetter erwartet, daß ich seinen Vorschlägen eigene entgegenseetze (die ich auch in der Studierstube aushecken müßte; die Schulstube eignet sich hiezu so wenig wie das Katheder), so muß ich ihm eine Enttäuschung bereiten; ich mache keinen Vorschlag. Sollte ich aber einmal als Sprecher an einer freigeistigen Feier teilzunehmen haben, so würde ich aus ganzem Herzen dabei sein und — Mehr weiß ich im voraus darüber nicht. Vielleicht würde ich nachher meine Worte zu der Sammlung von «Vorschlägen» legen, wahrscheinlicher aber nicht, aus dem Gefühl heraus, daß so eine Feier im engen Menschenkreise etwas Einmaliges und Einziges sei, und daß dieselbe Feier unter andern Menschen wieder andern Worten und Formen rufe.

Selbstverständlich bleibt es Herrn Prof. Vetter unbenommen, in Feiern, die er zu leiten hat, sich einer für ihn feststehenden, von der Kirche entlehnten Form zu bedienen. Es gibt ja immer Menschen, die Freude an Zeremonien haben; darum wird es ihm nicht an Zuspruch fehlen. Es gibt aber auch andere, die ihren Gefühlen keine voraus berechnete und vorgeschriebene Form geben können, und das sind vielleicht nicht die oberflächlichsten Naturen. — Also jeder nach seiner Weise, Herr Prof. Vetter mit, ich ohne Liturgie.

Auf die übrigen, z. T. zeitab liegenden Ausführungen in der Entgegnung von Hrn. Prof. Vetter trete ich mit Rücksicht auf den Raum und die Leser nicht ein. Ich habe mich schon in meiner Besprechung der «Vorschläge» hauptsächlich gegen das Zeremonielle gewandt und bleibe hier bei der Sache; die polemischen Auslassungen Prof. Veters reizen mich nicht zur Erwiderung.

E. Br.

Mystik*)

Von Univ.-Prof. Dr. J. M. Verweyen, Bonn.

Die geistige Lage unserer Zeit ist gekennzeichnet durch eine heftige Spannung zwischen Altem und Neuem, in Kunst und Religion, in Schule und Politik. Sie zeigt die Mächte der Zivilisation und Kultur in vielfachem Widerstreit. Gewaltige Triumphe erzielte der technische Geist, beschleunigte in unerhörtem Maße das Tempo des Verkehrs und der Gütererzeugung, schuf die Voraussetzung für Industrialismus und Materialismus, die einseitige Hingabe an die Außenwerte des menschlichen Daseins. Der in der Technik sich glanzvoll entfaltende rechnende und berechnende Verstand drohte seine unleugbare Herrschaft in eine dem Vollmenschen gefährliche Alleinherrschaft zu verwandeln. So erhoben sich in unserer Zeit aufs Neue wider Rationalismus (Intellektualismus) die irrationalen, gefühlsmäßigen Mächte des menschlichen Innern. Die äußere Notlage erwies sich ihrerseits geeignet, in der gleichen Richtung zu wirken. An den Wirrsalen unserer grimmigen Tage hat sich die alte mystische Sehnsucht Tausender von Zeitgenossen aufs neue entzündet. Von der unmittelbaren Welt der Sinne mit ihrem flachen Treiben und bitteren Ungenüge fühlen sie sich zurückgeworfen in ihr eigenes Innere und harren hier einer höheren Wirklichkeit entgegen. So treibt der alte Lebensbaum der Mystik und Romantik heute neue Blüten.

Die verschiedenen Berufe und Geistesverfassungen erweisen sich der Mystik in ungleichem Grade förderlich und zugetan. Typisch für eine ausgeprägte und verstandesmäßige Einstellung ist die radikale Absage, die etwa aus der Gleichung Wilhelm Ostwalds mystisch-unwissenschaftlich spricht. Aber es deutet sogleich auf das Schillernde des Wortes hin, wenn ein gleichfalls von Grund aus naturwissenschaftlicher Schriftsteller wie Wilhelm Bölsche seiner Neuausgabe des «Cherubinischen Wandersmannes von Angelius» eine Abhandlung vorausschickt über den Beruf der Mystik in unserer Zeit. Mehr als eine Schrift mittelalterlicher Mystiker erschien in neuem Gewande. Aufmerksam lauscht das Ohr zahlreicher abendländischer Menschen den Worten des indischen Weisen Tagore, der die Stille seiner Wälder besingt und in seiner Art fortrufft von dem Lärm der Straßen und all den Zerstreungen technisch-zivilisatorischer Außenkultur zu dem Reiche seelischer Innerlichkeit. Hier aber meinen viele von dem Wüste der Tage Unbefriedigte, die Quellen einer höheren Welt und Erkenntnis sprudeln zu hören, und werden so zu Fürsprechern des Okkultismus und Spiritismus, der Theosophie und Anthroposophie, kurz: der Mystik irgendwelcher Art.

Sprachlich leitet sich das Wort her von *myein* (griechisch) = schließen. Es ist die Absicht der Mystiker aller Zeiten, das äußere Auge abzudunkeln, damit das innere Auge des Geistes um so heller leuchte und in andere als die gewohnten Welten hineinschaue. Unmittelbar zu «schauen» und schauend zu höherer Erkenntnis zu gelangen, sich gleichzeitig gefühlsmäßig mit dem geschauten Gegenstande zu vereinigen (*unio mystica* [lateinisch] = mystische Vereinigung), dies ist die tiefste Sehnsucht des mystischen, von irgendwelchen Geheimnissen lebenden Menschen, wie schon die griechischen Mysterienkulte zeigen. Da feierte man symbolisch den Tod und die Wiederbelebung des Gottes und vereinigte sich mit ihm beim heiligen (sakralen) Mahl.

Verschieden sind die Formen der Mystik, je nach dem Gegenstand, dem die innere Vereinigung und schauende Erkenntnis gilt.

Allgemeine *Gottesmystik* prägt sich aus in dem Paulusworte: «In ihm leben, weben und sind wir.» Die Christusbmystik im Sinne des völligen inneren Erfülltseins von seinem «Herrn» (Kyrios) drückt sich aus in dem Worte: «Ich vermag alles durch den, der mich stärkt.» Vor allem das Johannes-Evangelium bietet die Grundlagen der Abendmahlsmystik, im Sinne des Wortes: «Wer mein Fleisch ißt und mein Blut trinkt, der bleibt in mir und ich in ihm.» In zahlreichen Hymnen kam dieses (eucharistische) Motiv später

*) Wir geben gerne diesen Ausführungen unseres Mitarbeiters Raum, obschon wir in verschiedenen Punkten, besonders was den Gebrauch des Wortes «Mystik» im Sinne unserer «Verinnerlichung» anbelangt, nicht einverstanden sind. Wir werden später die Gelegenheit ergreifen, unsere Stellungnahme darzulegen. — Die Red.

zum Ausdruck. Die *Naturmystik*, ein Gefühl des inneren Verbundenseins mit dem sichtbaren All, trieb einen Franz von Assisi (13. Jahrhundert) zur Dichtung seines berühmten Sonnengesanges, in welchem er «Bruder» Mond und «Schwester» Sonne zum Preise des Höchsten auffordert und selbst den Tod als seinen «leiblichen Bruder» anspricht. Vervollständigt wird das Bild der christlichen Mystik durch die Verehrung Mariens, der «Himmelskönigin» der «mystischen Rose» (wie sie in einer alten Litanei genannt wird). Hier zeigen sich ähnliche Auswirkungen des Zusammenhanges zwischen Erotik und Mystik, wie sie schon die augustinischen Wendungen von der «Umarmung Gottes», von dem «Hingerissenwerden zu Gott» und zum «Seelenbräutigam» Christus verraten. Luther bedient sich des gleichen Ausdrucks, und fromme Klosterfrauen tragen zum Zeichen ihrer Vermählung mit Christus einen Ring am Finger. Im Bereiche der seelischen Innerlichkeit, welche in allen solchen Fällen der in Rede stehende Name Mystik deckt, werden zwei Seiten sichtbar: eine Verstandes- und eine Gefühlsseite. Auf seinen Wesensaufbau hin betrachtet, befindet sich der Mystiker in einem glutvollen (ekstatischen) Zustand der Ergriffenheit von den mit seinem inneren Auge angeschauten Wirklichkeiten. Nach beseligender Lebensgemeinschaft mit diesen geht sein ganzes Verlangen. Auf dem Gipfel des Außersichseins, d. h. der Ekstase, vermeinte der mystische Mensch seine Gottheit zu «schauen» und gleichzeitig unmittelbar «eins» mit ihr zu werden.

Vorstellen und Fühlen gingen also im Mystiker eine bestimmte Beziehung ein. Hierbei kann sich die Vorstellung, die Schauung (Intuition, lateinisch) in größerer oder geringerer Entfernung von der gewohnten und kritischen, verstandesmäßig-strengen Erfassung einer Wirklichkeit befinden, ja im extremen Falle der letzteren ganz entgegengesetzt sein. Gerade in solchem möglichen Widerstreite wurzelt die Gegnerschaft des Verstandesmenschen, des Hüters der Ratio (Vernunft), des Intellekts wider alle Mystik. Aber die in dem «alle» liegende Verallgemeinerung gilt es auf das gebührende Maß zurückzuschrauben. In kurzer Formel gesprochen: Mystik und Mystizismus sind zweierlei. Jene verharrt im Bereiche gefühlmäßiger Innerlichkeit und leiht ihr vorstellungsmäßig eine Ausdeutung, welche das Gleichgewicht zwischen Kopf und Herz bewahrt. Dieser, der Mystizismus, schwärmt über die kritisch aufzurichtenden Grenzen hinüber und bedroht die Ansprüche einer richtigen Setzung und Bestimmung von Wirklichkeiten. Es gibt, anders gewendet, eine gesunde, den Vollklang menschlicher Seelenkräfte gewährleistende, gezügelte, und eine entartete, dem Einklange menschlicher Wesensäußerung gefährliche, ja widerstreitende Mystik (die der Verfasser soeben «Mystizismus» geheißen hat. Die Red.). Die entartete Erscheinungsform weckt die berechnete Absage von seiten des wissenschaftlichen wirklichkeitsgetreuen Denkens, die gesunde dagegen lebt mit solchem Denken im Frieden; ja, in vielen Fällen ist sie überhaupt kein möglicher Gegenstand kritischen Einspruchs. Kann etwa ein lyrisches Gedicht durch Wissenschaft «widerlegt» werden? Oder die Schönheit einer Symphonie? Kann man es dem Lyriker Goethe «im Namen der Wissenschaft» verwehren, «im stillen Busch, in Luft und Wasser» lebendige Wesen als seine «Brüder» anzuschauen und in die tiefe Brust der Natur «wie in den Busen eines Freundes» zu blicken? Alle Lyrik, im Grunde alle Kunst lebt von «Mystik», berührt als solche nicht die Kreise der Wissenschaft, sofern sie nicht gegenständlich allgemeingültig «objektive» Wirklichkeiten erfassen, sondern innerlich erlebte Gestalten sichtbar formen will. Der rechnende und berechnende Verstand erweist sich unvernünftig, das einfachste lyrische Gedicht hervorzubringen. Darum gilt es die Rettung der Mystik sowohl gegenüber dem Intellektualismus als auch gegenüber dem Mystizismus.*)

(Schluss folgt.)

*) Siehe unsere Fussnote.

Was heißt „leben“?

Aus «Arbeit, das Grundproblem unserer Zeit», v. G. Schaub, Basel.

Auf der höchsten Stufe der Zivilisation müssen neun Zehntel der Menschheit den niedrigsten Kampf des wilden oder sogar animalischen Menschen kämpfen, den Kampf ge-

gen den Hunger. Nein, diese neun Zehntel leben noch nicht; sie haben noch nicht einmal Aussicht, leben zu können. (Leben im einzig richtigen Sinne als Entwicklung, als Freiheit gedacht!) Aber diese neun Zehntel *wollen* leben, sie wollen empor aus ihrer unfruchtbaren winterlichen Welt, empor ins keimende Reich der Sonne. Und weil sie es *wollen*, wird es auch geschehen.

Was der zehnte Zehntel sich so gerne zugeflüstert: «O, es ist nicht so schlimm, diese Leute sind es gewohnt; sie wissen es nicht anders und wollen darum auch nichts anderes» — diese Lüge von der Angewöhnung des Elendes mit samt jenem Märchen von der «Poesie der Armut», das alles ist nun endgültig abgetan.

Im Grunde wußte man es ja wohl; man verstellte sich bloß; man wollte das Elend nicht gesehen haben.

Das tägliche Brot, meine ich, stellt erst den Nullpunkt der menschlichen Lebensskala dar. *Unter* diesem Punkte ist das menschliche Sterben, *darüber* das menschliche Leben. Auf diesem Punkte angelangt, lebt der Mensch als solcher nicht und stirbt der Mensch als solcher nicht — er vegetiert bloß.

Neun Zehntel der heutigen Menschheit stehen unter dem Nullpunkte; sie alle liegen als Menschen im Sterben; sie alle gehen im Kampfe ums tägliche Brot zugrunde. Man beachte die «Umwertung»: Der Kampf ums tägliche Brot — gestern noch als Heldentum hoch gepriesen — heute der große Sterbet, die Pest des Menschengeschlechtes.

Der Kampf ums tägliche Brot, oder was das nämliche ist, der Kampf ums Dasein muß dem Einzelnen bedeutend erleichtert, in der Folge selbst abgenommen und voll und ganz dem Staat überbunden werden. Der eigentliche soziale Staat kennt einen solchen Einzelkampf nicht mehr; er rückt den Menschen gleich ins Dasein, gleich an die Schwelle des Lebens vor. Und er brüstet sich damit nicht einmal; denn er ist sich dessen wohl bewußt, daß mit der Daseinsgarantie bloß das Erste, Kleinere, ja Selbstverständliche geleistet und das Größere, Schwerere und Letzte noch lange nicht getan ist. Die Schrulle vom standesgemäßen «Leben», d. h. von der Notwendigkeit eines andern, bedeutend vorteilhafteren Essens, Kleidens und Wohnens der «besseren» Leute ist nur die Folge jener Verherrlichung des Daseinskampfes. Sobald der künftige, starke Staat diesem grausamen Spiele des Zufalls die Spitze bricht — das Sein garantiert, also ein Ringen darum hinfällig macht — ist auch die Kasten-Lebensweise in ihren Auswüchsen verurteilt.

Jedermann soll Nahrung, Kleidung und Wohnung haben, und niemand soll im Kampfe darum untergehen müssen! Denn erst über diesem Kampfe, über dem Brotverdienste, über dem Nullpunkte steht des Menschen Leben, des Menschen Arbeit. Und es liegt am Tage: Wo der Verdienst gegeben, wo ein Staat dafür Sorge trägt, daß durch entsprechende Löhnung die materielle Not seiner Bürger gehoben, da ist es doch absolut undenkbar, daß ein solch gesundes Staatswesen das Brotverschaffen als Endzweck verfolgen könnte. Dieses kann und wird nur Aeußerliches, Formelles, nur Mittel sein zum Wesentlichen, zur *Bildung*, zur *Freiheit*.

Toleranz und Christentum.

Von Felix Apóstata.

Gedankenlose Christenmenschen, zumal «freisinnige», pflegen sich wunders was einzubilden auf ihre angeblich tolerante Gesinnung. Sie verbinden damit eine unklare Vorstellung von etwas Freiem, persönlich Unabhängigem, die jedem äußerlich oder innerlich Gebundenen nun einmal imponiert. Kommen diese Leute aber in die Lage, ihre Toleranz in einem konkreten Falle zu beweisen, dann handeln sie mit jener sancta simplicitas (heiligen Einfalt), die Huß noch vom Scheiterhaufen herab an einem lieben Mitschristen so mild belächelt hat.

Der «tolerante Christ» ist ein Fabelwesen; konsequenter Christ sein, heißt intolerant sein. Denn «der Glaube an einen Gott, der spricht und handelt, seine Geschichte und Bibel, seine Propheten und Priester hat, wird schließlich immer in Intoleranz ausarten. Wer sich der Anbetung eines eifersüchtigen und rächenden Gottes hingibt, macht sich gewissermaßen zu seinem Mitschuldigen. Stillschweigend billigt er